

SAARLAND KRIMI 3

Martin Conrath, 1959 in Neunkirchen/Saar geboren, ist Journalist, Autor, Dozent, Musiker, Werbetexter, Schauspieler, aber vor allem: ein Leben lang Aufschreiber, Geschichtenerzähler, Beobachter. Im Emons Verlag erschienen »Stahlglatt« und »Das schwarze Grab«.

M A R T I N C O N R A T H
DER HOFNARR
S A A R L A N D K R I M I

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig.

Emons Verlag

*Wenn ich den Himmel nicht bewegen kann,
will ich die Unterwelt aufrühren.*

Ferdinand Lassalle, deutscher Mitbegründer
der Sozialdemokratie (1825–1864, erlegen im Duell)

© Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagzeichnung: Heribert Stragholz
Druck und Bindung: Clausen & Bosse GmbH, Leck
Printed in Germany 2006
ISBN-10: 3-89705-469-5
ISBN-13: 978-3-89705-469-0

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Für Sabine

DIE PERSONEN

<i>Martin Bremer</i>	verkleidet sich
<i>Sascha Bellorz</i>	wandelt im Sumpf
<i>Fred Weber</i>	liebt Grünkohl
<i>Susanne Holt</i>	kommt zu spät
<i>Heinfried Rott</i>	joggt im Gemüse
<i>Arnim von der Hohenlohe</i>	macht eine weite Reise
<i>der Weiße Ritter</i>	siegt in der Schlacht
<i>Frank Katz</i>	verliert seinen Job
<i>Dulce Matalo</i>	weint um einen Freund
<i>Piet Schänker</i>	weint um ein Bild
<i>Franjo Pottewin</i>	weint um ein Buch
<i>Carlo Konstantin</i>	versteht falsch
<i>Selda Örüülü</i>	weint keine Träne nach
<i>Samir Örüülü</i>	kann nicht lesen
<i>Hein</i>	vermisst ein paar Leute
<i>Reiner Zettler</i>	schöpft Hoffnung
<i>Saskia Pierer</i>	erinnert sich
<i>Dirk Franzis</i>	spielt Bäumchen wechsle dich
<i>Göran Aliczik</i>	bleibt bei seinen Leisten

EINS

Das Geräusch befriedigte ihn. Wenn die Klinge eine Sehne zerteilte, klang es wie ein leises sirrendes Schaben. Fuhr der Stahl in einen Muskel, hörte man nichts. Wie Butter trennten sich die Muskeln, selbst die Knochen blieben recht schweigsam, wenn sie der Meister fachgerecht durchschlug. Nur ein leichter Ruck ging durch die Schwerthand, wenn der Einhänder auf den Leib niederfuhr wie Schicksal, Teufel und Steuereintreiber in einem. Tanzte er aber mit dem Beidhänder, fuhr ihm der Ruck durch den ganzen Körper, kurz, ekstatisch, unbeschreiblich. Das Opfer spürte nichts. Arnim von der Hohenlohe betäubte seine Opfer vorher. Ihm ging es nicht darum zu quälen. Er musste üben, üben, üben. Am lebenden Objekt. Traf er die Halsschlagader im falschen Winkel, musste er einen Ausfallschritt zur Seite machen, oder das spritzende Blut blendete ihn, und der nächste Gegner hatte leichtes Spiel. Seine langen Haare quollen schweißdurchtränkt unter dem Helm hervor und klebten an den Schulterstücken seiner Rüstung.

Das Opfer hing in Einzelteilen an Stricken, die geweißte Wand tropfte von Blut. Arnim selbst hatte nur ein paar Spritzer abbekommen. Er lobte sich. Das Training hatte sich gelohnt, die Beinmuskeln waren wieder stark und elastisch, die Arme drehten den Beidhänder wie Sturm die Mühlenflügel, der Nacken war angeschwollen wie bei einem Stier, mit einem Stoß seines Kopfes konnte er einen Mann töten. Zufrieden schnitt er sein Opfer von den Stricken, es klatschte in sein eigenes Blut. Arnim zerrte es zur alten Senkgrube, wo schon sechs andere lagen, warf den Torso und die Gliedmaßen hinein, streute Kalk darüber und deckte das Grab wieder zu. Das sind gute Zeiten, dachte er. So viele Opfer, und niemand fragt, wo sie herkommen. Niemand vermisst sie. Er blickte zur Sonne hinauf, die sich an einem eisgrauen Himmel durch die Wolken drückte. Es war Zeit zu gehen. Schnell kehrte der Schwertmeister das Blut in den Abtritt und

staunte, dass sich seit so vielen Jahrhunderten nichts wirklich geändert hatte.

*

Das Gebäude der Hauptstelle der Krankenkasse in Saarbrücken strahlte gediegene Hoffnungslosigkeit aus. Frank Katz parkte seinen Wagen im gegenüberliegenden Parkhaus. Er grüßte kurz den Hausmeister, rannte über die Halbergstraße, stolperte, rappelte sich auf, störte sich nicht an hupenden Autos und fluchenden Fahrern, seine Bewegungen glichen jetzt dem ungelenken Staken eines Storches, die blonden Stoppeln auf seinem Kopf standen in alle Himmelsrichtungen, ab einer Länge von zehn Millimetern machten Katz' Haare gerade, was sie wollten. Vorsichtig sah Katz nach seiner Hand, mit der er sich abgestützt hatte, um den Fall zu bremsen. Nichts. Gott sei Dank. Kein Kratzer, kein Blut. Blut! Wenn er nur daran dachte, wurde ihm schwindelig. Sein eigenes fällte ihn in Sekundenbruchteilen, fremdes nach spätestens einer halben Minute. Noch mal Glück gehabt.

Den Pförtner, der in Katz' Augen nichts als ein geifernder Cerberus war, grüßte er mit einem grimmigen Kopfnicken, aber der ignorierte die Geste. Einmal ein Arschloch, immer ein Arschloch, dachte Katz und machte vor einer Putzfrau mit Kopftuch einen tiefen Knicks.

»Vor solch holder Weiblichkeit beug ich mit Freuden mein Knie«, säuselte er, und die Putzfrau lief rot an. Der Pförtner reagierte immer noch nicht. Katz richtete sich wieder auf, zeigte auf den Pförtner und schrie durch die Halle:

»Seht den Mächtgern-Eunuchen! Seine Eier sitzt er sich platt vom Morgen bis zum Abend, belästigt ehrwürdige Mannen und schlimmer noch, die Maiden, die ihm hilflos ausgeliefert wären, gäbe es nicht mich, den Retter der Bedrängten, der ihm auf die Finger klopft und ihn abhält von gar schändlichem Tun.«

Katz wartete einen Moment. Nichts. Er grinste. »So ist wohl getan, denn jedes Widerwort wäre die glatte Lüge.«

Mit einer geschmeidigen Drehung wandte er sich um und prallte gegen einen Menschenberg. Sein Abteilungsleiter stand vor ihm, schwitzend, wabernd, keuchend.

»Katz!«, röhre es aus dessen Rachen. »Katz, Sie sind unmöglich. Das kostet Sie eine Abmahnung, das ist doch klar, oder? Damit können Sie sich Ihre E-Wertung in die Haare schmieren. Sie werden herabgestuft auf F.«

Katz war zurückgeprallt, seine Ledertasche mit einem unangenehmen Geräusch auf dem Boden aufgeschlagen.

»Wenn Sie das sagen, Herr Nosenrat. So will ich mich der Macht des Vogtes beugen und mich hurtig entschuldigen bei dem armen Mann, der die Wahrheit nicht vertragen kann.«

Nosenrat schaffte seine einhundertzwanzig Kilo dicht an Katz heran und flüsterte:

»Katz, der Mann ist seit einem Jahr clean. Er hat seitdem niemandem etwas getan, niemanden angegrapscht, noch nicht mal jemanden böse angeguckt, nichts. Menschen können sich ändern. Also lassen Sie ihn in Ruhe.«

Katz hatte seine schmalen Lippen gespitzt, die Brauen hochgezogen und lauschte, als ob Nosenrat ihm das Rezept zur Umwandlung von Fliegendreck in Gold zuraunen würde. Noch bevor Nosenrat zu Ende geredet hatte, begann Katz um ihn herumzutanzten und voll Entzücken, zu rufen:

»Verstehe, Meister, verstehe. Ja, Meister, ganz Euer Diener. Wie ihr wünscht, Meister. Ihr seid mein Herr und Meister. So steht es geschrieben, gemeißelt in Marmor. Gott ist unser Zeuge.« Seine Stimme schraubte sich dabei in immer neue Höhen, bis Nosenrat platzte.

»Halten Sie Ihr verdammtes Schandmaul, Katz, oder ich stopfe es Ihnen mit einem Kubikmeter Akten!«

Katz ließ sich fallen, griff sich ans Herz und jammerte. »Warum, mein Herr und Meister, wollt ihr mich der Tortur übergeben? Bin ich denn nicht Euer Hofnarr? Der doch nur Lachen verbreiten will? Der nur ein paar harmlose Scherze macht? Der doch nur die liebenswerten Schwächen unserer Mitmenschen mit ein wenig Spott veredelt, damit wir das Leben besser ertragen können?«

Immer mehr Menschen blieben stehen, manche verwundert, manche erfreut. Kollegen liefen eilig vorbei, den Kopf gesenkt oder mit einem Lächeln, das Katz recht gab und ihn aufforderte weiterzumachen. Kunden schüttelten verständnislos den Kopf oder grinsten.

Nosenrat wendete erstaunlich behände, schnaufte und nahm die

Treppe, immer zwei Stufen auf einmal. Katz rappelte sich hoch, klopfte sich den nicht vorhandenen Staub von seiner blauen Jeans, dem rostroten Sweatshirt und der schwarzen, leichten Windjacke, nahm seine Tasche und schritt wie ein Pfau mit hoch erhobenem Kopf durch die Menschenansammlung hin zum Aufzug. Die Tür stand offen, ein Kollege hatte bereits den Knopf für den dritten Stock gedrückt, die Tür schloss sich ohne Geräusch. Kein Wort fiel im Aufzug. Die Türen wichen zur Seite, Katz stand im Großraumbüro, sein Herz setzte zwei Schläge aus, fast wäre er getaumelt, aber er machte einen Schritt in den Raum, der angefüllt war mit gedämpften Gesprächen, dem Summen von fünfzig Computern, den Abgasen von vierzig Menschen. Katz schluckte hart, um nicht sein Frühstück auf den grauen Teppichboden zu spucken. Fast wäre er in den Aktenwagen gelaufen, aber Helge machte eine Vollbremsung, zwei Ordner sprangen herunter, Katz wachte auf und packte sie wieder auf den Wagen. Helge nickte kurz und steuerte weiter seinen Kurs durch das Labyrinth der Schreibtische.

Beneidenswert, dachte Katz. Helge ist ein glücklicher Mensch. Er macht das, was er kann, und das macht er hervorragend. Akten ausfahren. Mehr kann er nicht, und er will auch gar nicht mehr. Er verdient gutes Geld, der Job ist krisensicher, und niemand macht ihm Stress, alle sind froh, wenn er mal vorbeikommt, dann kann man die Arbeit unterbrechen, sich ablenken, Helge Aufmerksamkeit schenken und sich dabei auch noch gut fühlen. Sozial. Aufmerksamkeit für einen, um den man auf der Straße einen großen Bogen machen würde, weil sein Körper verdreht und verbogen ist.

Katz musste erneut würgen, Magensäure ätzte seine Speiseröhre, ein Finger tippte ihm auf die Schulter. Langsam drehte sich Katz um und blickte geradewegs in die Sonne. Vor ihm stand Dulce Matalo, lächelte ihn an, gewährte ihm einen Blick auf ihre makellosen kleinen Zähne, umrahmt von Lippen, die ungeschminkt wie immer, zum Küssen aufforderten.

»Hallo, Frank.« Dulces dunkle Stimme ließ Katz erschauern.

Er verneigte sich tief. »Die Gicht soll mich strafen, und alle Zähne sollen mir ausfallen, wenn Ihr nicht die Schönste seid. Verzeiht mir meine Unverfrorenheit, dies so offen auszusprechen, aber es ist nichts als die Wahrheit, und nichts weniger muss ich verkünden, dass alle Welt es erfahre.«

Dulce lief rot an. »Mensch Frank, lass doch den Quatsch.« Sie gickelte leise, aber wie ein Rinnsal versickerte das Lächeln in ihrem Gesicht. »Der Alte will mit dir reden. Jetzt. Sofort. Er war stinksauer. Fatman hat gepetzt.«

Katz nahm Dulces Hand, hauchte einen Kuss darauf. »Aus Eurem Munde möchte ich mein Todesurteil erfahren, nichts kann süßer sein.«

Dulce entzog Katz ihre Hand, knuffte ihn in die Seite, drehte sich um und ging.

Katz atmete tief, straffte sich, rieb sich die Augen, machte sich auf in die Höhle des Löwen.

ZWEI

Zwei Männer standen mitten auf dem Acker. Beide trugen Mäntel, deren Kragen wie die Mauern einer Burg hoch aufgerichtet Schutz bieten sollten. Vor der Kälte und der Nässe. Sie zogen ihre Köpfe hinter die Zinnen zurück, versuchten den Feind zu ignorieren, aber gegen diesen nasskalten März, diesen Büttel des Winters, gab es im Saarland keine Gegenwehr. Über den Kragen des einen lugten ein paar blonde Haare, der andere hatte einen Filzhut auf den Kopf gedrückt. Wie in einer Regenrinne sollte das Wasser ablaufen, nur ja kein Tropfen sollte eindringen.

»Rosenkohl«, sagte der Blonde.

»Viel Rosenkohl.«

»Feingemüse.«

»Lecker, ja«, sagte der mit dem Hut.

»Wegen der Zellwand. Die ist fein und zart.«

»Wirsing.«

»Viel Wirsing.« Der Blonde.

»Grobgemüse.«

»Schlechte Umgangsformen?«

»Wegen der Zellwand. Fest. Grob.« Der Hut.

»Und Grünkohl.«

»Zu viel Grünkohl. Ich hasse Grünkohl. Grobes Gemüse!«, rief der mit dem Hut.

»Grünkohl mit Biesinger Bratkartoffeln und westfälischen Mettwurstchen. Das ist ein kulinarischer Orgasmus!«

»Dein Liebesleben möchte ich nicht haben.«

»Das würde dich mit Sicherheit überfordern«, erwiderte der Blonde und lachte leise.

»Du bist auch so ein Grobgemüse. Ich bevorzuge Salami. Kor-sisch. Esel. Nicht fett. Warum steht hier kein Spitzkohl?«

»Können wir mal zur Sache kommen? Herr Bremer! Herr Weber!« Der leitende Staatsanwalt Sascha Bellorz trat von einem Bein auf das andere und funkelte seine Kommissare an.

»Es ist saukalt hier draußen. Und meine Schuhe sind auch versaut.«

Die beiden zuckten zusammen. Der Staatsanwalt hatte sich von hinten angeschlichen, mehr dem Zwang des Terrains gehorchend, als in der Absicht, jemanden zu überraschen oder zu erschrecken.

Der mit dem Hut fasste sich schnell wieder. »Ich verstehe nicht, warum du überhaupt hier bist. Elf Uhr dreißig, mitten auf einem Schlammacker, zwischen feinem und grobem Gemüse, in der Furche sozusagen, mit einem Bürojäckchen und Lederschühchen, die nur für die Oper taugen«, sagte Martin Bremer, Erster Kriminalhauptkommissar und Leiter der Mordkommission Saarbrücken, Träger eines Hutes, den er seit Jahren nicht mehr angezogen hatte. Aber heute, bei dem Wetter – lieber ein seltsamer Hut, als eine Erkältung.

»Ich war halt gerade in der Nähe. Also? Was gibt's?«

Fred Weber, der immer noch von Grünkohl und westfälischen Mettwurstchen träumte, zückte sein Notizbuch.

»Heinfried Rott, vierzig Jahre alt, ledig, wohnte in der Gloriastraße 4. In Lisdorf.«

Weber zeigte auf den Horizont. Die Landschaft versank in einem feinen Sprühregen, der kurz davor stand, zu Eis zu gefrieren.

»Irgendwo da hinten muss es sein. Zwei vom Grünen Grobgemüse sind schon unterwegs.«

Bremer stutzte, dann schüttelte er sich, nicht wegen der Kälte, sondern vor Lachen. Endlich! Endlich hatte Weber den treffenden Begriff gefunden. Das Grüne Grobgemüse. Die Streifenbeamten oder auch Streifenhörnchen. Die Schutzpolizei. Die Trachtengruppler. Den Begriff hatte er in irgendeinem Krimi gelesen. Ein versoffener Kommissar aus Schottland, der immer mit seinen Vorgesetzten über Kreuz lag und hier im Saarland keine zwei Tage im Dienst überlebt hätte. Sehr amüsant, das Buch. Sehr spannend. Sehr düster. So wie dieser Tag heute. Ein guter Tag für schottischen Whisky, der einem sofort jeden Schmerz nimmt und die Kälte austreibt für ein paar viel zu kurze Viertelstunden. Das Grüne Grobgemüse. Wieder musste Bremer lachen, aber Bellorz hatte keinen Whisky dabei und war dementsprechend schlecht gelaunt, mindestens so schlecht wie Bremers schottischer Kollege. Bremer hörte auf zu lachen.

»Kennen wir den Mann?« Bellorz zog einen Schuh aus dem Mo-

rast. Sofort versank der andere ein Stück tiefer. »Herrgottsakramentnochmal«, dröhnte sein Bass über die Kapuzineraue, ein paar Gewächse der Sorte Grünes Grobgemüse zogen vorsorglich die Köpfe ein.

Weber und Bremer verzichteten auf Kommentare und starrten ein paar Wirsingköpfe an, die ebenfalls beharrlich schwiegen. Bellorz kämpfte noch zwei Minuten gegen den Sumpf, dann gab er auf und widmete sich wieder seinen Leuten. Der Nieselregen hatte sich entschlossen, den Beamten zu zeigen, was eine Harke ist. Er verwandelte sich in kleine, spitze Eiskristalle, nahm Fahrt auf, legte sich auf eine paar kräftige Böen, um stechend und piekend auf die kleinen Menschen hinabzufahren, die verloren und gegen das Wetter hilflos, herumstanden.

»Und?«, fragte Bellorz, der sich schon lange nicht mehr so auf sein Büro gefreut hatte, das trocken und warm auf ihn wartete.

Bremer stopfte seine Hände tiefer in die Manteltaschen, senkte den Kopf ein Stück, zog die Schultern höher, als wenn das irgendetwas genutzt hätte.

»Vereidigter Schriftsachverständiger. Hat für Gerichte gearbeitet. Überregional. Für uns hat er fast nichts gemacht. Wir haben einen eigenen Mann.«

Bellorz' Lippen liefen langsam blau an. »Toll. Unser erster Toter auf Gemüsebett. Mit Eis vom Himmel zum Frischhalten. Ein Schriftsachverständiger. Und?«

Weber übernahm. »Ein Stich durch die Rippen ins Herz. Sofort tot. Sehr wahrscheinlich ein langer, schmaler Gegenstand.« Weber dachte, Schweinerippchen auf Grünkohl, das ist auch gut. Aber Biesinger Bratkartoffeln müssen sein. Mit Zwiebeln obendrauf und unten müssen die Kartoffeln braun und knusprig gebraten werden. Dazu ein Glas Zwickel. Schön trüb und würzig. Und dann ein Mittagsschläfchen. Nur eine halbe Stunde. Danach ist der Nachmittag so nagelneu wie der Morgen. Unsanft riss ihn Bellorz aus seinen Gedanken.

»Ist das alles?«

Weber schluckte, blinzelte, strich sich über seine blonde Mähne, die gespickt war mit Eiskristallen. »Keine Tatwaffe in Sicht. Keine Fußspuren. Alles vollkommen vermatscht. Gefunden hat ihn ein Bauer, der Grünkohl ernten wollte.«

Bremer konnte sich nicht beherrschen und prustete los. Vor sich

sah er den Bauern, der fleißig den Grünkohl in eine Kiste warf und dem gar nicht auffiel, dass er schon ein paar Strünke Grünes Grobgemüse mit eingekistet hatte, die jetzt in den Kisten saßen und dumm guckten. Aus dem Prusten wurde ein Gackern, dann ging Bremer in die Knie, schlug sich auf die Schenkel und feuerte Lachsalmel auf Lachsalmel ab.

Weber spitzte die Lippen, Bellorz rieb sich die Nasenwurzel und traf eine Entscheidung. »Weber, heute Nachmittag habe ich den Bericht auf dem Schreibtisch, und bringen Sie den Kerl da zur Vernehmung, wenn nötig werfen Sie ihn in die Saar. Damit er sich abkühlt. Mein Gott! Was für ein Kindergarten!«

Beim Versuch, sich zackig umzudrehen, verlor Bellorz das Gleichgewicht. Seine Arme fuchtelten durch die Luft, Bremer lachte mehr, aber Weber gab dem Staatsanwalt den nötigen Halt. Mit schmatzenden Geräuschen rückte Bellorz ab, Weber blieb zurück, musterte seinen Chef, der inzwischen nur noch leise gickelte, tief Luft holte, sich die Tränen aus den Augen rieb, dann ein weißes Stofftaschentuch zückte, um sich die Nase zu putzen. Feine Muster waren darin eingestickt, Erinnerungen an Bremers Mutter. Bis zu ihrem Tod hatte sie ihrem Sohn zu jedem Geburtstag ein Taschentuch gestickt. Jedes Jahr wetteiferten die Muster darum, komplizierter oder farbenprächtiger die Tücher zu veredeln.

Weber zögerte noch einen Moment, dann fragte er, ob alles in Ordnung sei, jetzt? Bremer nickte.

»Lass uns abhauen. Hier gibt's nichts mehr für uns. Das reinste Schlachtfeld!«

Weber zögerte nicht und raunzte einen Beamten an, warum das Zelt noch nicht da war. Der zückte die Achseln. Gottergeben zückte Weber ein Walkie-Talkie und bellte ein paar Befehle in den Hörer, gemischt mit Folterdrohungen, falls nicht innerhalb von zehn Minuten der Tatort wettergesichert wäre. »Und wenn ihr kein Zelt habt, verdammt noch mal, dann nehmt halt eure Jacken!«

Bremer redete, als ginge ihn das alles nichts an. »Sag mal, Fred, der Bauer – der muss hier eine richtige Rallye veranstaltet haben.«

»So was Ähnliches. Der ist mit seinem Riesentraktor-Monster aufs Feld gebrettert und hat die Leiche erst bemerkt, als er zurückfahren wollte. Der hat die ganze Zeit mit seinem Traktor über der Leiche geparkt und alles drum herum zermatscht.«

»Und wie hat er die Leiche dann bemerkt?«

»Super simpel. Er ist ausgerutscht, schlägt in den Matsch und kriegt fast einen Herzinfarkt. Wie ein geölter Blitz ist der rauf auf sein Gerät, ist zurückgefahren, dann wieder vor, ein paarmal, unglaublich, ist mit dem Verbandskasten raus, hat sich hingeschmissen, die Leiche hin- und hergezerrt, versucht, den Mann wieder zu beleben und hat dabei mit absoluter Präzision auch die kleinste Spur zerstört. Letzte Hilfe sozusagen. Der arme Kerl hat gedacht, er hätte den Mann auf dem Gewissen. Als wir ihm gesagt haben, dass der Mann schon mindestens vier Stunden tot ist, hat er ohne Vorwarnung dem Müller den Kittel vollgekotzt.«

»Echt feinfühlig.«

Weber seufzte. »Da wussten wir noch nicht, dass er den Rettungssanitäter gespielt hatte.«

Die beiden Kommissare wateten durch den Schlamm. Weber nutzte den Moment der Einsamkeit, um seinen Vorgesetzten und Freund zu erinnern. An die Theaterprobe.

»Was ist, Martin, kommst du heute Abend?«

Bremer blieb stehen und schüttelte den Kopf. »Ich schaffe es einfach nicht, Fred. Sei mir nicht böse, aber ich muss die ganze Sache abblasen. Ihr müsst die Zweitbesetzung nehmen.«

Weber schürzte die Lippen. Die Enttäuschung stand ihm ins Gesicht geschrieben. Bremer wartete, aber Weber schwieg. Wie ein altes Ehepaar, das Probleme löst, indem es sie zerschweigt, gingen die beiden weiter durch den Schlamm.

Im Sommer trieb hier der Wind feinen Staub vor sich her, Schwemmland, das die Saar hinterlassen hatte. Wie der Nil in Ägypten hatte die Saar regelmäßig die Aue überflutet und wieder fruchtbar gemacht. Jetzt war sie eingedeicht, das Hochwasser nach flussabwärts abgedrängt, und die Bauern warfen schon seit Langem ein ganzes Arsenal an Dünger auf die Felder.

In den Achtzigern hatte die Aue einmal einem besonderen Vergnügen gedient: Das Hochwasser kam, der Regen stoppte, als hätte jemand den Hahn zugelehrt, die Wolken verzogen sich, Frost stieß hinab, ließ die Aue zur größten Eisbahn des Saarlandes erstarren. Über Kohlköpfe hinweg, die tief gefroren auf den Frühling warteten, ging die Jagd, jede Latte wurde zum Eishockeyschläger geädelt, verbeulte Dosen hielten als Puck her, überall brodelte auf Camping-

kochern der Glühwein, Lachen, Jauchzen und Lieder, ja, Lieder klangen über die Aue. So soll er sein, der Winter, sagten die Leute. Kalt, Sonne und die Aue ein Spiegel aus Eis.

Die Eissplitter flogen weitere Angriffe, die Kommissare saßen jetzt geschützt im Wagen, auf dem ein Blaulicht seine Kreise zog. Schon nach wenigen Metern versickerte das grelle blaue Licht. Weber legte den Gang ein, langsam rollten sie an Grünem Grobgemüse vorbei, das den Tatort bewachte und die neugierigen, aber wetterfesten Menschen zurückdrängte.

»Schauen wir uns die Wohnung an?«, fragte Weber. Er überlegte kurz. »Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig.«

»Nichts bleibt uns übrig«, murmelte Bremer, schloss die Augen und träumte von warmer Sonne auf weicher Haut.

*

Der Junge lief über die Wiese und sang sein Lieblingslied, das er in der Schule gelernt hatte: »Sur le Pont d'Avignon, on y danse, on y danse ...« Immer wieder die erste Zeile des Refrains. Der Junge war glücklich. Der Vater war immer da, wenn man ihn brauchte, oft ging er mit dem Jungen in den Wald zum Spielen, dann bauten sie ein Baumhaus oder sie spielten Verstecken oder sie spielten einfach ein Spiel. Irgendeins. Es war egal. Hauptsache, Papa war da. Mama kochte dann und die drei aßen zu Mittag. Manchmal musste Papa dann noch mal weg, er musste ja Geld verdienen, und Mama machte den Abwasch. Der Junge half immer, wo er konnte, und darauf waren die Eltern ganz stolz. In der Schule war der Junge der Beste, weil er so glücklich war und auch sehr schlau. Und die Eltern lernten mit ihm zusammen, er musste nie allein Hausaufgaben machen.

DREI

Anno Domini 1345, den 29. November, auf der Burg zu Montclair, Gast des edlen Ritters Jacob von Montclair.

Heute Morgen hat Jacob mich um Rat gefragt in der Sache des Erzbischofs von Trier. Hohenlohe, hat er gesagt, Hohenlohe, Ihr seid ein Mann von Vernunft und Weitblick. Und Ihr seid ein Ehrenmann, der vertraulich behandelt, was ihm unter vier Augen gesagt wird.«

Ich nickte, und Jacob tat kund, was ich schon lange vermutet, ja gehofft hatte.

»Ihr wisst, ich bin ein Mann der Tat, ein Mann, der glaubt, was er sieht, und der lesen kann und schreiben, Latein ebenso gut wie Kastilisch und Griechisch. Alle Mundarten des Fränkischen sowieso, was, wie Ihr ja wisst, keine leichte Kost ist.« Jacob grinste. »Und Gott ist mir jeden Tag gewärtig, aber ich bin kein Mann der Kirche.«

Er musterte mich. Jacob von Montclair konnte nicht nur lesen und schreiben und kämpfen obendrein. Ein gerissener Fuchs war Jacob allemal, also lauschte ich gespannt.

»Balduin treibt es zu weit. Er glaubt wohl, als Erzbischof von Trier könne er herrschen wie Gott, unfehlbar, unantastbar. Ich halte die Burg, und er erhält die Zölle der Schiffer auf der Saar. Ich bezahle die Ritter, und er richtet in meiner Vogtei Merzig. Verurteilt unbescholtene Bürger nach Gutdünken, nur weil sie meine Untertanen sind. Aber jetzt ist es genug. Das Fass ist übergelaufen.«

Jacob schwieg. Die Finger seiner mächtigen Pranken trommelten auf der Tischplatte, sein Blick hing irgendwo in der Ferne, über meiner rechten Schulter, die immer noch schmerzte, weil ich nicht aufgepasst hatte und Jacobs Schwertmeister mir den Zweihänder zu schmecken gegeben hatte. Der Falke wurde er genannt und das traf es bestens. Klein, mager, sehnig, Muskeln wie die teuerste arabische Klinge. Hart, geschmeidig, unzerbrechlich. Die Deckung hatte er geöffnet, der Schuft, und ich setzte einen todsicheren Zwerg an. Kein Kämpfer, den ich kannte, hätte noch parieren können.

Nicht mit dem Zweihänder. Aber der Falke nahm das riesige Schwert in *eine* Hand, als wäre es ein Täubchen, drehte sich um die eigene Achse, und schon lag ich im Staub, die flache Seite hatte er mir auf die Schulter gesetzt, er wollte mich ja nicht ernsthaft verletzen. Lachend zog er mich hoch und machte mir ein zweifelhaftes Kompliment. Ich sei der Beste, gegen den er je gekämpft habe, und er würde mich gerne in ein paar Geheimnisse der Kampfkunst einweihen. Sofort willigte ich ein, was eine stattliche Anzahl Prelungen und blauer Flecken nach sich zog. Aber Jacobs Medikus wusste die rechte Medizin: heiß baden, den ganzen Körper mit Öl einreiben lassen von zarter Frauenhand und dann eine Nacht gut schlafen.

»Ich werde Balduin stürzen!«

Seine Finger trommelten nicht mehr. Eine Weile wagte ich nicht zu atmen. Jacob hatte nie vergessen, dass Balduin ihm die Versöhnung abgepresst hatte. Zum gütlichen Gespräch war Jacob eingeladen worden, und Balduin hatte ihn gefangen gesetzt. Eine Schmach, die Jacob nicht verwinden konnte. Sein Treueschwur Balduin gegenüber war dementsprechend nichts wert gewesen. Ich hatte mich gewundert, dass Jacob in die Falle getappt war. Aber niemand ist ohne Fehl, auch ich selbst nicht, das wusste ich nur zu gut.

»Da verschlägt's Euch die Sprache, nicht wahr? Und? Seid Ihr mit von der Partie?«

Tief holte ich Luft, ein wenig war mir der Hals eng geworden, als läge schon ein Strick darum.

»Gegen einen netten Händel habe ich nie etwas einzuwenden, das wisst Ihr. Aber wie steht es mit den Kräften? Seid Ihr stark genug, Euch mit Balduin anzulegen?«

»Dreißig Ritter biete ich selbst auf. Mit Plattenrüstungen, Ross und Schwert. Ebenso zweihundertfünfzig Mann Fußvolk mit Lanze und Armbrüsten, gut ausgebildet und anständig bewaffnet.«

»Das wird nicht reichen. Balduin bietet ohne Probleme das Dreifache auf.«

Jacob schmunzelte. »Ein Drittel von Balduins Armee ist bereits besiegt. Die Stadt Trier ist auf meiner Seite, aber Balduin weiß natürlich nichts davon.«

Meine Miene hellte sich auf. »Mit wem habt Ihr Euch noch verbündet?«

Jacob schmunzelte und schenkte uns Wasser nach aus einer alten verbeulten Kupferkanne.

»Wartet. Ich weiß es. Herzog Rudolf von Lothringen!«, rief ich.

Jacob nickte anerkennend. »So ist es. Er hat mir Beistand zugesagt.«

»Wie kann ich Euch helfen? Meine Schwerthand soll neben Euch wachen, keine Frage. Aber ansonsten habe ich keine Kämpfer anzubieten, das wisst Ihr ja.«

»Arnim, seid mein Hauptmann, ach was, seid mein General. Ich habe gelesen, was Ihr Heinrich geschrieben habt, und ich muss sagen, er ist ein Dummkopf. Eure Vorschläge sind zwingend.«

»Das ist wohl wahr, aber selbst Herzog Rudolf hört nicht auf mich.«

Jacobs Blick verdüsterte sich. »Ich habe ihn beschworen, ihn gedrängt, gebettelt. So ein sturer Ochse! Wenn wir Balduin erledigt haben und Trier unser ist, dann vielleicht. Das waren seine Worte.«

»Über Frankreich ballen sich dunkle Wolken, Jacob. Ihr wollt jetzt angreifen? Herzog Rudolf wird bald andere Sorgen haben als Balduin.«

Jacob schüttete das Wasser in sich hinein, wischte sich mit dem Handrücken den Mund. »Bevor die Engländer Lothringen besuchen, ruht Balduin in der Gruft. Herzog Rudolf braucht Trier als Zuflucht. Deswegen.«

Meinem Temperament gemäß sprang ich vom Stuhl auf und reichte Jacob die Hand. »Also gut. Der Gedanke an eine kühle Gruft für Balduin ist einfach zu verlockend. Zeigen wir ihm, wer wir sind.«

Jacob schlug klatschend ein. Als ich seine schwielige Hand in meiner spürte, überkam mich eine dunkle Vorahnung.

VIER

»Katz! Setzen Sie sich.«

Der Delinquent nahm Platz. Zögerlich. Der Stuhl könnte ja zusammenbrechen und seinen kalten Stahl in sein weiches Fleisch bohren.

»Warum sind Sie hier, Katz?«

Unsicher hetzten zwei Augen in ihren Höhlen umher. Von rechts nach links, nach rechts, nach links. »Weil Sie mich sprechen wollten, Herr Doktor Reiß?«

»Ihre Intelligenz hat mich schon immer sprachlos gemacht, Katz. Wollen Sie mich verarschen?« Reiß stützte sich auf die Armlehnen seines Zweitausend-Euro-Chefsessels und lehnte sich über seinen Schreibtisch, ein Überbleibsel aus den fünfziger Jahren. »Sie rauben mir den letzten Nerv, wissen Sie das?«

Katz setzte zum Sprechen an, aber Reiß unterbrach. »Wenn Sie sich unterstehen, in meiner Gegenwart dieses bescheuerte Pseudomittelaltergewäsch abzusondern, schmeiße ich Sie sofort achtkantig raus, ist das klar!«

»Verstanden«, röchelte Katz. »Sie meinen wahrscheinlich, warum ich hier arbeite?«

Reiß ließ sich in seinen Sessel zurückfallen und schwieg.

»Und das seit fünfzehn Jahren?«

Reiß knabberte an einem Fingernagel.

»Und ... und ... erst einmal krank war und das nur für sechs Tage?«

Reiß nahm Katz' Akte aus der Schreibtischschublade. »Können Sie zählen?«

»Na ja, ich denke schon, das muss ich ja wohl. Sonst könnte ich hier ja kaum arbeiten, nicht wahr?« Fehlte nur, dass er sich wie ein Hund auf den Hinterbeinen aufrichtete, hechelte und Männchen machte, dachte Reiß. Er faltete die Hände, schloss kurz die Augen. »Zählen Sie mal bis vier. Laut und deutlich.«

»Eins, zwei, drei, vier.« Unterwürfig.

»Das war sehr gut, Katz. Wirklich sehr gut. Wenn Sie jetzt noch eins hinzufügen, dann haben Sie die Zahl Fünf. Und das ist die Zahl, mit der ich Sie rauswerfen werden. Fünf Abmahnungen. Eine noch. Eine einzige. Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, dann erhöhen Sie am besten morgen schon. Haben wir uns verstanden? Noch eine Kleinigkeit, ein Wort am falschen Platz, eine dumme Bemerkung, ein Fehler bei einer Abrechnung. Oder eine Regulierung, die nicht bis ins Detail korrekt ist. Dann verlassen Sie für immer dieses Haus. An diesem Tag werde ich eine Flasche Champagner aufmachen. Ihre Zeit ist so gut wie abgelaufen, Katz. Klar?«

Katz hatte versucht zuzuhören, aber die Worte flogen auf ihn zu, drehten wieder ab, kreisten einen Moment um seinen Kopf, gingen in einen tödlichen Sturzflug und tauchten in den grauen Teppich ein, der auf grauem Beton mit brutalem Klebstoff festgeklebt war. Bis dass der Tod euch scheidet, dachte Katz. Der Teppich und der Beton, eine Zwangsehe – aber ist das denn nicht verboten?

Dann antwortete Katz, was er immer antwortete: »Ja, Herr Reiß, ich weiß Ihre Geduld zu schätzen und werde mich bemühen.«

»Ach was, das sagen Sie jedes Mal, und es ist keinen Pfifferling wert. Gehen Sie, das nächste Mal können Sie sich Ihre Papiere abholen.«

Katz schlich sich zurück ins Büro, sein Herz wollte heraus aus seinem Brustkorb, die Därme tanzten Tango, und der Magen fühlte sich wie nach einem Tiefschlag von Clevki, dem Boxer, der vergebens versucht hatte, Katz ein wenig Mumm in die Knochen zu bringen. Ein hoffnungsloser Fall. Katz konnte nicht zurückschlagen. Clevki ging ran wie Blücher an die Katzbach, das hatte Katz' Großmutter immer gesagt, aber nichts. Niente. Nada. Katz ließ sich grün und blau prügeln. Nach vier Monaten hatte Clevki aufgegeben. Das machte einfach keinen Spaß.

Katz straffte seine Muskeln, setzte ein Lächeln auf, ließ die Arme baumeln und betrat seine Bühne, das Büro. Neugierige Blicke setzten ihm nach, aber Katz ließ sich nicht erweichen. Fünf Minuten ließ er sie warten, vergewisserte sich, dass kein Spion in der Nähe lauerte.

»Volk der KRANKENKASSE! Hört zu und staunet! Bin ich den Häschern entkommen? So ist es. Trotz Aufbietung aller Kräfte ist es dem Vogt nicht gelungen, mich in die Knie zu zwingen. Der Kontrakt ist weiterhin gültig, die Zugbrücke bleibt unten, und ihr, mei-

ne Teuren, werdet nicht auf meinen Rat und meine Weisheit verzichten müssen. Doch genug jetzt, lasst mich nicht die Sehne überspannen, sonst wäre alles umsonst gewesen. An die Arbeit jetzt und frisch drauflos, ihr wisst ja, wo ich zu finden bin.«

Mit federnden Schritten zog sich Katz in sein Schreibtischabteil zurück, ließ sich auf seinen Sessel sinken und begann zu schwitzen. Noch ein Wort und Katz hätte sich übergeben müssen. Auf seinem Monitor blinkte der Posteingang. Die Mail öffnete sich wie von selbst, gebannt starrte Katz auf den Text. Plötzlich verflogen die Magenschmerzen, der Schweiß trocknete und die Gedärme beruhigten sich. *Er* hatte sich wieder gemeldet. Fast drei Wochen hatte Katz nichts von ihm gehört, jedes Wort war Gold wert, ach was, Gold! Gold macht nicht glücklich. Die Ermutigung, das war es. Durchhalten hieß es, nicht mehr lange, der entscheidende Tag rückte immer näher. Durchhalten, durchhalten. Katz löschte die Mail, stürzte sich in die Arbeit und erledigte das Pensum für zwei Tage. Fünf Meter weiter saß Dulce Matalo und weinte in ihr besticktes rosa Taschentuch.

*

Bremer und Weber stiegen aus. Gloriosastraße 4. Kleine Häuschen. Höchstens zwei Geschosse. Renovierte Bauernhäuser, mal geschmackvoll, mal architektonische Hinrichtungen. Noch mehr Blinklichter, die sich vergebens gegen den Eisregen wehrten. Und Gaffer, die hinter der Polizeiabsperrung nach Schlagzeilen gierten.

Rudi Zerb stand vor der Haustür und diskutierte mit einem Schutzpolizisten. Bremer und Weber gesellten sich dazu.

»Vollkommen unauffällig, der Mann«, sagte der Polizist gerade.

»Warum wird dann an ein und demselben Tag bei ihm eingebrochen und ihm das Lebenslicht ausgeblasen?«, fragte Weber.

Der Schutzpolizist zuckte die Achseln. »Ich denke, das sollten Sie herausfinden. Ich habe da drin nichts angefasst.«

»Wenigstens etwas«, brummte Zerb und wandte sich Bremer zu. »Eine Scheibe eingedrückt. An der Hintertür. Aber es ergibt keinen Sinn.«

»Hallo, Rudi«, sagte Bremer. »Gut, dass du so schnell gekommen bist.«

»Echt spitze«, bekräftigte Weber.

Zerb kniff die Augen zusammen. »Ich kann euch ja schlecht hängen lassen. Ist das Zelt da? Mir schwimmt der Tatort weg.«

»Da draußen ist Land unter. Nein, das Zelt ist noch nicht da, aber es kann nicht mehr lange dauern.«

»Du lügst, ohne rot zu werden, Weber! Wahrscheinlich kommt das Zelt, wenn es aufgehört hat, zu regnen. Ist ja auch wurscht. Aber warum drückt jemand die Scheibe ein, wenn die Tür gar nicht zuge-sperrt ist? Wenn man die Tür gar nicht zusperren kann? Wenn die Tür quasi gar keine Tür ist?«

»Seltsam«, sagte Bremer. Immer wenn du als Erster da bist, gibt es unerfreuliche Fragen. Wie machst du das?«

Zerbs linke Augenbraue hüpfte nach oben. »Ich mache einfach meinen Job. Das ist alles.«

Bremer und Weber nickten gleichzeitig.

»Sonst noch was Aktuelles? Was Heißes?«

»Was glaubst du wohl, Martin? Ich verursache nicht nur unange-nehme Fragen. Wenn ich dran bin, dann gibt's erst mal nichts Hei-ßes. Einbruch, die ganze Bude auf den Kopf gestellt, ob was fehlt? Keine Ahnung. Wir brauchen mindestens zwei Tage, um das Chaos in den Griff zu kriegen.«

»Das ist mir auch klar. Aber ich brauche jetzt, sofort, die Kun-denkartei und ...«

»Ja, ja, schon gecheckt. Der Computer hat kein Passwort gehabt, ich hab dir alles gemailt und ein Ausdruck liegt drin, auch alle Pri-vatkontakte, Familie, Bekannte, Freunde. Die Angehörigen sind schon informiert. Mutter und ein Bruder. Leben in Hamburg, sie wollen erst zur Beerdigung kommen, der Kontakt ist schon vor zwanzig Jahren abgerissen. Willst du reinkommen?«

»Bevor ich im Stehen ersaufe, ja, gerne. Habt ihr Overalls?«

Man hatte, was nicht selbstverständlich war. Weber und Bremer traten ein in das totale Chaos. Der Boden im Flur lag zugedeckt mit Tapetenfetzen, Putzbrocken und Papieren, hier und da kam Bu-chenparkett zum Vorschein, sauber geschliffen und versiegelt.

»Können wir da durch, Rudi?«, rief Bremer nach hinten.

»Ja, ja, der Fotograf war schon da. Aber seid trotzdem vorsichtig.«

Schritt für Schritt arbeitete sich Bremer vor, Weber im Schlepp-tau. Wie bei einer Ausgrabung gaben die verschiedenen Tapeten-

und Farbschichten das Zeitalter ihrer Entstehung preis. Blümchen, Struktur, Raufaser, zuletzt mediterran. Nach drei Metern versperrte ein umgestürztes Regal den Weg. Sie duckten sich drunter durch, tasteten sich langsam in einen Raum vor, der vor Kurzem noch eine Küche gewesen sein musste.

»Warum hat das niemand gehört?«

»Ich weiß es nicht, Fred. Fehlt nur noch ein Presslufthammer. Was wir hier sehen, ist das Gegenteil einer Einbauküche, es ist ein-deutig eine Ausbauküche.«

Weber verzichtete auf ein Grinsen und näherte sich vorsichtig den Eingeweiden einer Geschirrspülmaschine. Langsam hob er den Metalltorso an, grunzte zufrieden und zog mit der rechten Hand ei-ne schwere Schlagbohrmaschine heraus. »Ein Pickhammer. So was Ähnliches wie ein Presslufthammer, nur etwas kleiner, mit Strom betrieben, aber mindestens genauso laut.«

In tausend Splitter zerschlagen, mischte sich das Ceranfeld des Herdes mit zertrümmerten Kacheln und Fliesen, verbeulten Töp-fen, Glas- und Keramikscherben, mit zerfasertem Holzgeschirr, zerfetztem Isoliermaterial, zerplatzten Lebensmittelkonserven und Sägespänen.

»Und wo ist die Kettensäge?«

»Die liegt draußen im Garten.« Zerb steckte seinen Kopf durch das Fenster hinein, das nach innen offen stand, die Scheibe spiegelte das Chaos. »Keine Fingerabdrücke, da kann ich euch beruhigen. Aber der Pickhammer, an dem hatten mindestens zehn Leute ihre Finger, da gehe ich jede Wette ein.«

»Fein. Dann ist der Pickhammer wahrscheinlich von einer Bau-stelle geklaut worden«, sagte Bremer leise.

Zerb legte den rechten Zeigefinger auf seine Lippen. »Ach ja, rechts wohnt ein Ehepaar, das letzte Woche eiserne Hochzeit gefei-ert hat. Beide stocktaub. Links – Fehlanzeige. Urlaub. Weiter sind wir noch nicht. Aber eins steht fest: So ein Massaker kann man nicht überhören. Da hat einer mindestens eine Stunde lang gewütet. Sieht aus wie nach einem Tsunami.«

Krachend fiel der Pickhammer auf die Reste der Spülmaschine. »Wenn mir einer die Spülmaschine kaputt machen würde, den würd' ich kaltmachen, das steht fest.« Weber strich mit einem Finger zärtlich über den Leichnam der Maschine.

»Wie ist denn deine Spülmaschine so im Bett?« Zerb duckte sich, der Putzbrocken, den Weber geworfen hatte, zerplatzte auf der gefliesten Terrasse, die aussah wie ein Narbengesicht, ohne Muster und Sinn. Fürchterlich hatte der Pickhammer zugeschlagen, wahllos Fliesen herausgebrochen.

»Kinder! Spielen aufhören, Arbeit ruft.« Bremer hatte seine Stimme zu einem Singsang gehoben und in die Hände geklatscht. »Wir haben ein Problem. Zu viel Krach. Und keiner will etwas gehört haben? Also, strengt eure Hirne an. Was bedeutet das?«

Artig meldete sich Weber zu Wort. »Drei Möglichkeiten. Erstens: Niemand wollte etwas hören, und alle lügen uns an. Das Normale. Zweitens. Durch irgendeinen Zufall, den wir noch nicht kennen, hat tatsächlich niemand etwas gehört. Alle sagen die Wahrheit. Wenig wahrscheinlich. Drittens. Just zu der Zeit, als hier die Vandalen hausten, gab es etwas, das lauter war.«

»Sehr gut aufgepasst, Fred. Und was war es? Rudi, du bist dran.«

»Vielleicht ein Flugzeug, Schallmauer, das kracht richtig. Oder Lkws. Eine Militärkolonne ist hier durchgekommen. Die sind lang und langsam, das dauert, bis die durch sind.«

»Ist das alles? Hast du dir die Gloriastraße mal genau angeschaut? Rudi? Schläfst du?«

Rudi Zerb verschwand ohne ein Wort, eine Minute später war er wieder da. »Verdammt. Du hast recht. Da kommt kein Lkw durch! Ich habe wirklich geschlafen. Tief und fest.«

»Akzeptiert. Das gibt dann eine Bleistiftvier, mit der Aussicht auf Verbesserung. Und jetzt zurück zum Thema. Was war so laut, vor allem so lange laut, dass in der ganzen Ecke hier niemand das Spülmaschinen-Massaker gehört hat?«

Außer Achselzucken kam keine Reaktion. Bremer seufzte.

»Beide! Geht raus und schaut nach. Die Lösung liegt praktisch auf der Straße.«

Zerb und Weber tauschten einen schnellen Blick und führten Bremers Befehl aus.

Draußen wimmelte es von Grünem Grobgemüse. Kaum einer beachtete Bremer, sie waren vertieft in ihre Arbeit: Fragen stellen, suchen, aufheben, Tüten beschriften, Video drehen, sich austauschen über den Stand der Dinge. So liebte es Bremer. Ganz oder gar nicht. Entweder werfe ich mich ganz in den Kampf, oder ich lasse es bleiben,

weil ich sonst sowieso verlieren werde. Die Kämpfer müssen koordiniert werden, die Informationen müssen in den richtigen Bahnen fließen und immer die erreichen, die sie gerade brauchen, ohne Verzögerung. Das Ideal. Unerreichbar. Bremer wachte aus seinem Tagtraum auf und steuerte ein Haus an, das noch keinen Besuch der Ermittler gehabt hatte. Bremer wusste, hier würde er die Antwort finden.

Vergeblich suchte er einen Klingelknopf. Von der Holztür blätterte der Lack, die in Kopfhöhe eingelassene Scheibe war so verdreht, dass kein Lichtstrahl die Schmutzschicht durchdringen konnte. Vorsichtig klopfte Bremer mit der Faust, die Tür vibrierte leicht, aber nichts geschah. Etwas fester, hohl klang das Klopfen aus dem Inneren zurück, schließlich schlug er so fest, dass die Faust schmerzte und die Tür in den Angeln ächzte. Endlich. Schritte. Schlurfend. Von innen hantierte jemand an der Tür, die jedoch nicht nachgab. Wild rüttelte der Bewohner, immerhin zeigte sich schon ein Spalt, dann flog die Tür auf, der Widerstand war gebrochen. Bremer schlug eine Wolke entgegen, die ihn taumeln ließ. Wenn ich hier wieder raus bin, dachte er, darf ich drei Tage kein Auto fahren, so zugekiffert werde ich sein.

Der Bewohner lächelte, drehte sich um und ging den Flur entlang. Kein Licht, nur der würzige Duft von Haschisch, der Flur mündete in einen Raum, gerade mal zwölf Quadratmeter, keine Möbel, nur Matratzen und Decken, vier Männer, zwei Frauen, Altersdurchschnitt mit Mühe und Not achtzehn. In der Mitte eine überdimensionale Wasserpfeife, mit üppigen Verzierungen und vier Schläuchen, an jedem Ende saugte eins der Kids, zog den Rauch tief in die Lungen, um dann wohligh zu stöhnen und das Mundstück weiterzugeben.

»Habt ihr heute geübt?«, fragte Bremer.

»Na klar, Mann, was denkst du denn.«

Keiner bot Bremer einen Platz, Kaffee oder die Pfeife an. Also setzte sich der Kommissar und ließ die Szene auf sich wirken. Die Pfeife blubberte, die Kids grinnten vor sich hin, und Bremer fasste einen Entschluss. Zackig zog er seinen Dienstausweis, hielt ihn jedem vor die Nase und verkündete dann seinen Vorschlag. »Ich werde nur dann von einer Anzeige absehen, wenn ihr mir helft.«

Ein blonder Junge richtete sich auf, grinste, deutete einen Militärgruß an. »Stets zu Diensten, Herr Kommissar, wo brennt's denn?«

»Ihr sollt einfach fünf Minuten üben. Das ist alles. Für heute. Wenn ich euch noch mal mit Haschisch antreffe, ist Schluss mit lustig.«

Eine junge Frau meldete sich zu Wort. »Eigenverbrauch. Ganz legal.«

»Das ist ein weit verbreiteter Irrtum. Der Besitz von Cannabis ist verboten. Nur das Konsumieren ist straffrei. Mindestens einer hier hat das Zeug gekauft und besitzt es. Und wenn er weiterverkauft hat, ist er ein Straftäter und kann in den Knast gehen. So sieht es aus. Und harmlos ist das Zeug auch nicht.«

Die andere Frau gickelte. »Stimmt komplett. Das Zeug ist nicht nur nicht harmlos, sondern auf jeden Fall ganz schön gefährlich.«

Die anderen antworteten mit einem gedehnten, genussvollen »Ja! Und wie!«

»Übt ihr jetzt, oder nicht?«

»Ganz cool, Mann. Klar üben wir. Ein neuer Song von uns: ›Wir sind Tod‹. Verstehen Sie? Andere sind Papst. Wir sind Tod. Der Tod.« Er lachte. »Auf geht's, die Staatsmacht braucht uns.«

Die sechs sprangen auf, klatschten sich gegenseitig die Hände ab, und schon waren sie aus der Tür hinaus. Bremer verließ ebenfalls das Etablissement, kehrte zurück ans Tageslicht, von dem nicht viel zu sehen war. Ein bössartiger Hagelschauer krachte auf den Asphalt, zwei Minuten später strahlte die Sonne vom Himmel und die Posaunen von Jericho ließen die Straßen beben. Metallisches Jaulen, tumbes Pochen, wie die Schritte eines Riesen, und dann die Stimme. Aus den tiefsten Tiefen der Hölle dröhnte der Schreigesang durch die Straße, erstickte jeden anderen Laut. Jetzt hätten zehn Bauarbeiter ihre Pressluftschlämmer schwingen können, nichts hätte man gehört. Wie ein Tornado fuhr der Sound durch die Gassen, fegte jeden muffigen Gedanken zur Seite, und der Text gab sich als echter Gassenhauer: »Tod, Tod, Tod. Wenn wir so weitermachen, sind wir alle Tod in ein paar Jahren. Tod, Tod, dann sind wir endlich Tod«. Nach fünf Minuten brach der Tornado in sich zusammen, Ruhe kehrte wieder ein, Bremer konnte die zusammengelaufenen Beamten aufklären.

»Alles gut und schön, Martin«, sagte Weber. »Das *kann* es gewesen sein.«

Bremer lüpfte die Augenbrauen. »Kann? Muss. Es gibt keine andere plausible Erklärung.«

Zerb gab klein bei. »Ist ja gut. Aber woher hast du das gewusst?«

»Einer der Musiker muss mal was vom ViSdP gelesen haben. Hier. Lag auf der Straße.«

Weber nahm den Handzettel und las laut vor. »Die Kotzbrocken. Echt deutsches Todeseisen. Selbstverwaltetes Jugendkulturzentrum Saarlouis, Samstag, 15. Juli 2006, Lisdorfer Str. 16a. Zwanzig Uhr. Eintritt drei Euro. Vorgruppe: Absturz. Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes: Per Hartmut, Gloriosastraße 7, Saarlouis-Lisdorf. Was zum Teufel ist Todeseisen?«

»Death Metal. Laut. Superlaut. Schnell. Grausam. Gnadenlos. Schweißtreibend.«

»Woher weißt du das, Rudi?«

»Ich habe Nachwuchs. Und einen schalldichten Raum, damit die ihre Musik hören können, ohne dass es uns krank macht.«

»Da muss es doch Anzeigen hageln ohne Ende.«

»Das sehe ich auch so, Fred. Also, ran an die Nachbarn. Du nimmst die geraden, ich die ungeraden.«

Bremer fing bei Nummer dreizehn an. Einen Klingelknopf gab es auch hier nicht, dafür einen altmodischen Türklopfer. Nach dem dritten Klopfen öffnete sich die schnörkellose Aluminiumtür, er musste den Kopf senken, um die alte Frau zu sehen, die ihn mit einem Schwall Türkisch eindeckte, dem nichts Besseres einfiel, als seinen Dienstausweis zu zücken. Das löste einen lautereren, schnelleren Redeschwall aus, der von einer jungen Frau unterbrochen wurde, die kein Kopftuch trug, im Gegensatz zu der alten Frau, die in den Flur zurückwich und den Eindruck machte, Bremer jeden Moment attackieren zu wollen. Die junge Frau nahm den Ausweis, begutachtete ihn, reichte ihn zurück, gab die Tür mit einer einladenden Bewegung frei. Bremer folgte ihr durch einen Flur, am Boden helle Fliesen, die Wände in einem zarten Zitronengelb gestrichen, Fotografien der türkischen Riviera, Sonne, warm, Bremer blieb stehen, die junge Frau lächelte.

»Da ist es jetzt so um die zwanzig Grad, der Himmel ist noch ein wenig blauer, als auf dem Foto.«

Bremer erwiderte das Lächeln. »Sehnen Sie sich nicht nach Ihrer Heimat?«

Wie ein Schelm verzog die junge Frau ihre Mundwinkel. »Verzeihen Sie, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Selda Örüü,

ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, geboren im Kreiskrankenhaus Saarlouis.« Sie zeigte auf das Foto. »Dort kann man sehr schön Urlaub machen, und ein paar Verwandte habe ich auch noch. Oma redet immer wieder davon, da sei alles besser gewesen und die früheren Zeiten sowieso, aber das ist alles Quatsch. Sie ist sentimental.« Liebevoll tätschelte Selda ihrer Großmutter die Schulter. »Uns geht es gut, ich studiere, und Oma kriegt Rente, ich kriege BAföG und gehe am Wochenende jobben. Kommen Sie, nehmen Sie Platz, darf ich Ihnen etwas anbieten? Einen türkischen Mokka?«

Bremer räusperte sich verlegen, nickte und quetschte ein »Sehr, gerne, das ist nett« heraus. Er setzte sich auf die weiße Flauschcouch, Großmutter platzierte sich ihm gegenüber, ihr Misstrauen hatte sich nicht gelegt, im Gegenteil. Wie ein Wachhund saß sie da, eine falsche Bewegung von Bremer und sie würde ihn mit einem Bissen verschlingen.

Selda brachte den Kaffee, heiß, schwarz, sündhaft, so wie ihn der Kommissar liebte. »Sie müssen ihn schlürfen, dann schmeckt er am besten.«

Bremer gehorchte, schloss die Augen, und schon stand er im Valle Gran Rey auf Gomera, die Füße im Atlantik, den Kopf in der Sonne und im Himmel.

»Wie kann ich Ihnen helfen?«

Bremer sprang zurück nach Lisdorf, zu dem Toten, in die nette, helle Wohnung von Selda Örülü und ihrer Großmutter. »Waren Sie heute Morgen gegen zehn Uhr zu Hause?«

Selda nickte.

»Ihre Großmutter ebenfalls?«

Wieder nickte Selda und Bremer freute sich über die junge Frau, die ihrer Großmutter wie aus dem Gesicht geschnitten war, nur eben vierzig Jahre jünger. Rundes Gesicht, voller Mund, haselnussbraune glänzende Augen, hohe Wangen, dunkler Teint, auch in dieser Jahreszeit, schwarze Locken, zu einem Pferdeschwanz gebunden, der wie ein Wasserfall über den geraden Rücken fiel, bis zur Taille.

»Haben Sie heute Morgen irgendetwas Ungewöhnliches gehört?« Selda schüttelte den Kopf.

»Kein Krach, als würde jemand eine Wohnung zertrümmern?« Selda schüttelte den Kopf und übersetzte.

Großmutter schüttelte den Kopf.

»Kein Krach, nichts Lautes?«

Selda nickte. »Doch, etwas Lautes schon. Das war heute Morgen, wie immer um die Zeit. Nebenan, die Band. Die haben geprobt. Und wenn ich es mir genau überlege, das klingt tatsächlich, als würde jemand eine Wohnung zertrümmern. Vorhin haben die noch mal kurz gespielt, so fünf Minuten, obwohl das gar nicht ihre Zeit war.«

Bevor Bremer fragen konnte, klärte Selda ihn auf. »Die sind vor einem halben Jahr hierher gezogen, haben mit allen Nachbarn geredet. Die Musik ist zwar furchtbar, aber wir sind alle übereingekommen, dass sie zu bestimmten Zeiten üben können. Heute Morgen zum Beispiel. Das sind ganz nette Leute, die machen ihr Ding, helfen den anderen. Mir haben sie den Garten umgegraben, einfach so.«

»Und alle Nachbarn machen da mit? Keiner regt sich auf?«

Selda schüttelte den Kopf.

»Warum?«

»Warum nicht? Muss denn immer gleich alles im Streit enden? Die Leute hier sind wirklich ganz nett. Leben und leben lassen. Der eine macht laute Musik, der andere mäht seinen Rasen, das macht auch Lärm, keiner übertreibt es, und damit funktioniert es ganz gut.«

»Darf ich fragen, was Sie studieren?«

»Sie dürfen, und ich antworte Ihnen gerne. Psychologie. Fünftes Semester. Noch Kaffee?«

Bremer nickte und erinnerte sich an einen Tatverdächtigen, den er mal vernommen hatte. Auch ein Psychologe, aber das hatte ihm nichts genutzt. »Kennen Sie Heinfried Rott?«

»Gloriastraße 4. Ja, den kenne ich.« Ein Schatten legte sich über Seldas Gesicht, und Großmutter ließ eine Schimpfkanonade los, als sie den Namen hörte.

»Und?« Bremer schlürfte seinen Kaffee, aber diesmal blieb er in Lisdorf.

Selda stellte ihre Tasse auf den gläsernen Tisch, sagte zwei türkische Wörter zu Großmutter, die sofort schwieg. »Er hat mich schon genervt. Hat mir Geschenke gemacht, zuerst war ich erfreut, aber ich habe schnell gemerkt, was er eigentlich wollte.«

»Hat er Sie belästigt?«

»Ja und nein. Er hat es nie gewagt, mich anzufassen. Aber seine Augen haben mich verschlungen, und seine Körpersprache war deutlich. Ich habe dann seine Geschenke abgelehnt, aber das half nichts. Vor sechs Monaten ungefähr.«

Selda fragte ihre Großmutter. Die nickte. »Ja, Ende September, da habe ich ihn zur Rede gestellt. Unter vier Augen. Wie ein Bub hat er rumgestottert und sich ständig entschuldigt, er habe gedacht, so eine einsame junge Frau, die braucht doch Gesellschaft und Hilfe, und er habe auch Geld genug, und er würde mich auch nie anfassen, wenn ich es nicht wollte, und man könne sich ja auch platonisch lieben und so weiter und so fort. Ein interessanter Fall. Der arme Kerl hat all seine Fantasien auf mich übertragen, all seine Einsamkeit auf mich projiziert. Danach hat er mich in Ruhe gelassen.« Selda kicherte. »Ich musste Großmutter davon abhalten, ihm meine Brüder auf den Hals zu hetzen.«

»Wie viele Brüder haben Sie denn?«, fragte Bremer harmlos.

»Drei. Nureddin, achtzehn. Zurzeit bei der Bundeswehr. Genau das Richtige, da kann er sein Mütchen kühlen, bevor er studiert. Nummer zwei: Ali. Studiert in Berlin Jura. Er ist ein Jahr jünger als ich, lebt dort mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern. Zwillinge, gerade ein Jahr alt. Zum Klauen süß, die beiden. Aber anstrengend. Das mit den Zwillingen liegt in der Familie. Samir, die Nummer drei ist mein Zwillingenbruder, zweieinig. Genau zehn Minuten jünger als ich. Das wird ihn sein Leben lang verfolgen.« Selda lachte herzerfrischend, schenkte Kaffee nach, der immer schwärzer und immer ölig aus der kleinen Kupferkanne lief.

Bremer strich sich die Mundwinkel mit dem rechten Zeigefinger aus, obwohl da gar nichts war. »Und was macht Samir?«

»Er hat Urlaub. Hatte. Bis gestern.« Selda drehte den Kopf und schaute aus dem Fenster auf den Regen, der ungebeten vom Himmel rauschte. »Ich wollte heute noch mit dem Fahrrad raus. Wird wohl nichts.«

»Der Kaffee ist ein Genuss«, sagte Bremer, weil er die nächste Frage noch nicht formuliert hatte. Wusste Selda noch nichts von Rotts Tod? Oder war sie clever genug, so zu tun, als wüsste sie nichts? Auf jeden Fall hatte sie ihm ein fantastisches Motiv geliefert. Eine bedrängte junge Frau und drei türkische Brüder dazu. Vor allem hatte sie nicht alles erzählt. Sie studierte zwar Psychologie, aber

ihre eigene Körpersprache hatte sie nicht unter Kontrolle. Die Augen, die Hände, die Haltung des Kopfes, einfach alles erzählte eine andere Geschichte. Da war mehr. Ich muss aufpassen, dachte Bremer.

»Urlaub von was?«

»Ach so. Er arbeitet bei den Stadtwerken.« Selda goss sich Kaffee nach.

»Was macht er?«

Mit einem Ruck stand Selda auf, kein Tropfen aus der Tasse ging daneben, wie eine Tänzerin drehte sie sich zum Fenster, starrte auf die Scheiben, musterte ihr Spiegelbild, das durchzogen war von Regentropfen, in denen sich die grelle Sonne tausendfach brach und ein Feuerwerk von Farben in die klare Luft verschwendete.

»Verzeihung, Frau Örüü, ich habe Sie nicht verstanden.«

»Müll. Er sammelt Ihren Müll ein. Alles, was Sie wegwerfen, achtlos, stinkend, das sammelt er ein.« Tränen drückten auf Seldas warme Stimme.

Großmutter war aufgestanden, nahm ihre Enkelin in die Arme, als wäre sie zerbrechlich wie hauchdünnes, mundgeblasenes Kristallglas. Kurz wechselten die Frauen ein paar Worte. Dann glitt Selda wieder in ihren Sessel, das warme Lächeln war auferstanden, als wäre nichts gewesen.

»Es nimmt mich immer wieder mit, verzeihen Sie meine Ungeerechtigkeit. Sie können nichts dafür. Samir – er ist glücklich, keine Frage. Weil«, Selda stockte, »er könnte gar nichts anderes. Und er hat noch Glück gehabt. Wenigstens kann er selbstständig leben. Kaffee?«

Bremer schüttelte den Kopf. »Womit hat er Glück gehabt?«

»Er könnte tot sein. Oder ein Pflegefall. Aber er ist *nur* lernbehindert. Er kann nicht lesen. Und er wird es nie lernen. Aber er hört gerne Musik und geht oft ins Kino.«

»Das tut weh?«

»Jeden Tag.«

Großmutter saß wieder auf ihrer Couch, den Kopf gesenkt, die Hände zum Gebet gefaltet.

»Wo wohnt Samir?«

»Im Fordhochhaus. Ganz oben. Meine Eltern haben ihm die Wohnung gekauft, er wollte so gerne ganz oben wohnen, mit Blick

über das ganze Land. Als sie ihm die Schlüssel gaben, hat er geheult wie ein kleines Kind.«

»Wo sind Ihre Eltern?«

»Tot. Verkehrsunfall vor drei Jahren. Erinnern Sie sich an die Massenkarambolage am Neunkircher Kreuz? Mein Vater hat nicht aufgepasst. Nebel. Ungebremst ins Stauende. Kurz und schmerzlos.«

Selda seufzte tief.

»Samir wollte unbedingt in der Wohnung bleiben. Er hätte zu mir ziehen können. Das kann er immer noch, wenn er will, er hat einen Schlüssel, kann kommen und gehen, wann er will.«

»Sie haben eine enge Beziehung zu Samir?«

»Aber ja. Er ist mein Bruder. Er hat alles Elend auf sich genommen. Ich werde immer in seiner Schuld stehen.«

»Sie haben keine Geheimnisse vor ihm, nicht wahr?«

Selda nickte. »Keine.«

»Haben Sie einen Freund?«

»Oh, Sie meinen solche Geheimnisse? Im Moment nicht. Und bis jetzt hat mich Samir noch nie nach intimen Details gefragt.«

»Und wenn?«

»Ja. Ja, ich würde ihm alles erzählen, was er wissen will.«

»Hat Samir eine Freundin?«

Selda nickte. »Sehen Sie, er ist kein Frankenstein. Er ist ein wunderschöner, junger, zärtlicher und fürsorglicher Mann, ohne Allüren, ohne Hengstgehebe. Liebenswert.« Seldas Augen sprühten Funken.

»Ich habe nie das Gegenteil behauptet.«

»Ja«, sagte die Schwester nur. »Warum sind Sie eigentlich hier?«

»Ich ermittle im Mordfall Heinfried Rott.«

Der dicke weiße Teppich schluckte Seldas Tasse ohne Geräusch.

»Samir hat nichts damit zu tun.« Großmutter schreckte aus ihren Gebeten hoch, so scharf war die Erwiderung geraten.

»Sollte er denn? Haben Sie Befürchtungen?«

Selda tauchte ab, sammelte die Tasse auf, fasste sich.

»Nein, natürlich nicht. Es gibt keinen Grund. Wann ist es passiert?«

»Gestern Abend«, log Bremer.

Seldas Gesichtszüge entspannten sich. »Da war er hier bei mir. Den ganzen Nachmittag und den Abend. Wir sind spazieren gegangen, dann haben wir gegessen und einen Film geschaut. Ich habe ihn

gegen dreiundzwanzig Uhr dreißig nach Hause gefahren, er hat ja keinen Führerschein. Wir waren um Viertel vor Zwölf bei ihm.«

»Haben Sie ihn heute schon gesehen?«

»Nein, er muss arbeiten, im Depot, irgendwas aufräumen. Deswegen musste er heute Morgen erst um neun zur Arbeit.«

»Ich dachte, er hat Urlaub.«

»Das habe ich doch schon gesagt«, zischte Selda ärgerlich. »Bis gestern. Heute musste er wieder zur Arbeit.«

Gut, dachte Bremer. Sie wird nervös, ärgerlich, emotional. »Was haben Sie heute Morgen gemacht?«

»Um sechs bin ich aufgestanden, halb sieben leichtes Frühstück, um sieben eine Stunde Joggen bis acht, dann duschen und lernen, bis Sie mich gestört haben.«

»Haben Sie heute schon mit Ihrem Bruder gesprochen?«

Selda schüttelte den Kopf, der Wasserfall glitzerte in den Sonnenstrahlen, die durch das Fenster fielen und bewiesen, dass die Familie Örüü Wert legte auf Sauberkeit. Wie die ganze Wohnung. Sauber. Aber Bremer hatte sich schon lange abgewöhnt, von Spinnenweben oder Wollmäusen auf innere Werte zu schließen.

Bremer zückte sein Walkie-Talkie. Die Verbindung war glasklar. »Bremer. Schickt mir doch bitte zwei Vernehmungsbeamte samt Laptop zur Aufnahme einer Zeugenaussage. Gloriosastraße 13. Örüü. Nein, kein Dolmetscher. Ich warte.«

»Kaffee?«, Selda grinste.

Bremer winkte dankend ab. »Noch eine Tasse und ich kriege einen Herzinfarkt.«

Schweigen. Großmutter war in ihre Gebete vertieft, Selda begutachtete ihre perfekten Fingernägel, und Bremer plante die nächsten Schritte.

Die Beamten kamen, setzten sich, Selda brachte Bremer zur Tür. »Sie glauben, dass es Samir war.«

Bremer ließ seinen Blick in die Augen der jungen Frau fallen. Sein Herz schlug keinen Deut schneller. »Es ist eine Möglichkeit von vielen. Und glauben Sie mir. Letztlich wünsche ich mir immer, dass es niemand war, dass es keinen Menschen gibt, der einen anderen einfach umbringt.«

»Das glaube ich Ihnen, und ich wünsche Ihnen, dass Sie den Mörder finden. Ich weiß, Samir war es nicht. Viel Glück.«

»Alles Gute.«

Leise schloss Selda die Tür. Bremer ging ein paar Schritte, zog sein Handy und wählte eine Nummer. Nach dem zweiten Freizeichen meldet sich Göran Aliczik.

»Hallo, Kollege Aliczik. Was halten Sie davon, Kriminalkommissar zu werden?«

»Hundertsechsdreißig.«

»So oft?«

»Mindestens.«

»Und?«

»Nein. Wie immer.«

»Kennen Sie eine Familie Örülü?«

»Ja.«

»Das ist gut.«

»Ja.«

»Und?« Bremer drehte sich einmal um seine Achse.

»Selda, Großmutter und ihre Brüder. Die Eltern tot, Verkehrsunfall.«

»Außer Samir haben alle Abitur, Nureddin studiert, Ali wird studieren, Selda studiert. Ist das normal?«, fragte Bremer.

»Das ist eine Frage der Perspektive. Ich finde es normal.«

»Und die andere Perspektive?«

»Es ist relativ selten, dass drei von vier türkischstämmigen Kindern hohe Bildungsabschlüsse haben. Und bei Samir hängt es ja wirklich nur an den intellektuellen Voraussetzungen. Er ist schwer lernbehindert.«

»Sind die Brüder schon mal auffällig geworden?«

»Alle drei sind immer wieder mit Rechtsradikalen aneinandergeraten. Es gab ein paar Prügeleien, nichts Ernstes. Aber sie sind Hitzköpfe, das steht fest. Allerdings ist Nureddin jetzt beim Bund, stationiert in Hamburg, Marine. Ali studiert in Berlin Jura.«

»Und Samir sammelt Müll ein. In Saarlouis.«

Aliczik brummte Zustimmung, Bremer kratzte sich das Kinn.
»Wir haben einen Toten. Erstochen. Nachbar der Örülü in Lisdorf. Er hat mal Selda nachgestellt.«

»Das würde auf Samir passen. Er liebt seine Schwester abgöttisch.«

»Falls Sie noch was hören ...«

»... halte ich Sie auf dem Laufenden.«

»Göran?«

»Ja?«

»Warum?«

»Nehmen Sie ruhig die Standardantwort.«

Bremer zitierte: »Ich will mit Menschen zu tun haben, habe keine Lust auf Karriereschacher und ständigen Ärger mit den anderen Abteilungen, den Medien und dem Staatsanwalt. Auf der Straße kann ich helfen, als Kripomann kann ich nur noch den Müll wegräumen. Korrekt?«

»Korrekt, Herr Kommissar.«

»Göran?«

»Ja?«

»Irgendwann kriege ich Sie.«

»Nein.«

»Sie sind ein echtes Feingemüse.«

»Bitte was?«

»Vergessen Sie's. Bis später.«

Bremer unterbrach die Leitung und freute sich diebisch, dass Aliczik jetzt eine Nuss zu knacken hatte. Weber schlenderte heran, schwarze Wolken türmten sich über Felsberg, die vier Sendemasten verschwanden in den Regenfahnen.

»Und bei dir?«, fragte Bremer.

»Rott gilt als verschoben. Galt. Nein. Gilt. Oder? Er ist zwar tot, aber er gilt nach wie vor als verschoben. Sein Tod hat ihn in den Augen der Nachbarn nicht weniger verschoben gemacht, nicht wahr? Rott war nie bei einem Straßenfest, aber man erzählt sich, er habe was mit einer jungen türkischstämmigen Deutschen gehabt.«

»Selda Örülü?«

Weber nickte. »Jep. Er hat ihr Geschenke gemacht. Sie muss so um die zwanzig sein, bildhübsch und, das sagen die Nachbarn, leicht geschürzt und sexuell provokativ, kein Kopftuch, im Sommer angeblich noch nicht einmal ein Bikinioberteil.«

Bremer dachte an den Hinterhof der Örülü, dachte an die junge Frau, die sich die Sonne auf den Körper scheinen ließ, dachte daran, dass man ein Periskop brauchte, um das zu beobachten, ein Periskop, das um mehrere Ecken sehen kann. Langsam schüttelte er den Kopf und brachte seinen Stellvertreter auf den neuesten Stand. Der nickte wieder.

»Das passt genau zu den Spießern, mit denen ich geredet habe. Immer dasselbe. Bigottes Pack. Wasser predigen und Wein trinken.«

»Wer weiß? Vielleicht hat sie ihn ja an der Angel gehabt, dann will er plötzlich zu viel, und sie schießt ihn ab?«

Weber ließ seinen Blick über den Himmel schweifen. »Wir sollten in Deckung gehen. Gleich kommt ein Schutt. Verdammtes Mistwetter.«

Die ersten Tropfen fielen schon, schwer und fett, der Wind nahm Fahrt auf, wie bei einer Sonnenfinsternis verschwand das Licht, der Himmel schien sich niederzulassen, um die Gassen und Straßen reinzuwaschen, aber das konnte dem stärksten Regen nicht gelingen. Die Kommissare stellten sich unter einen Carport, das Wasser prasselte auf das Eternitdach, sie warteten, bis es nachließ, bei dem Krach konnte man sich nur schreiend unterhalten.

»Wir werden sehen«, sagte Bremer. »Lass uns zurückgehen zu Rotts Wohnung.«

Der Regen hatte die Neugierigen nicht vertreiben können, im Gegenteil, die Menge war angewachsen, Autos versperrten die Straßen, Bremer spürte, wie die Wut in ihm hochkochte. Er ordnete an, alle zu verscheuchen, die nichts mit der Sache zu tun hatten, und drohte, allen ein Verfahren wegen Behinderung der Justiz anzuhängen. Freudig setzten die Beamten die Anweisung um, sperrten weiträumig ab und ließen nur den durch, der nachweisen konnte, dass er innerhalb der Absperrung wohnte. Die Befragung der Nachbarn war noch im Gange, die Spurensicherung hatte auf dem Acker endlich ein Zelt aufgestellt und siebte jedes Schlammbröckchen. Bremer sah vor sich die Aktenberge auftauchen, wie ein Atom-U-Boot, schnell, brutal, mit einer Bugwelle, die alles in die Tiefe reißt, sah den Verwalter der Asservatenkammer seine Magenpillen schlucken, weil eigentlich gar kein Platz mehr da war, vor allem nicht für eine zerlegte Wohnung mit Hunderten Einzelteilen. Zu wenig Geld, dachte Bremer. Wir haben immer zu wenig Geld. Zu wenige Leute. Zu viele Verbrechen.